

Gemeinsame Sondersitzung der Präsidialkonferenzen des Nationalrates und des Bundesrates anlässlich des Gedenktags gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus am 5. Mai 2021

Stenographisches Protokoll

**Mittwoch, 5. Mai 2021
10.30 Uhr – 11.54 Uhr**

*Der 5. Mai, der Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Mauthausen im Jahre 1945, wird in Österreich seit dem Jahr 1998 als **Gedenktag gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus** begangen.*

Die Gedenkveranstaltung gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus findet aufgrund der Beschränkungen im Zusammenhang mit der Coronapandemie im Dachfoyer der Hofburg in veränderter Form, als gemeinsame Sondersitzung der Präsidialkonferenzen des Nationalrates und des Bundesrates, statt.

Im Raum verteilt nehmen die Mitglieder der Präsidialkonferenzen Platz: der Präsident des Nationalrates, die Zweite Präsidentin und der Dritte Präsident des Nationalrates sowie der Präsident und die VizepräsidentInnen des Bundesrates, die Klubobleute beziehungsweise VertreterInnen der im Nationalrat vertretenen Parteien und die Fraktionsvorsitzenden der im Bundesrat vertretenen Parteien.

Beginn: 10.30 Uhr

Mag. Rebekka Salzer: Einen schönen Vormittag, meine sehr geehrten Damen und Herren! Herzlich willkommen zu dieser gemeinsamen Sondersitzung der Präsidialkonferenzen des Nationalrates und des Bundesrates!

Es ist mittlerweile nichts Neues mehr: Üblicherweise sollte das Dachfoyer der Hofburg mit vielen, vielen Menschen gefüllt sein, die der Befreiung des Konzentrationslagers Mauthausen genau heute, vor 76 Jahren, gedenken wollen. In Zeiten der Coronakrise dürfen aber nur einige wenige anwesend sein. Ich freue mich umso mehr, dass Sie zu Hause mit dabei sind, dass Sie gemeinsam mit uns den Gedenktag gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus begehen.

Wie schaffen wir es, dass die Erinnerung an diese furchtbare Zeit nicht verblasst, dass sie auch für nachkommende Generationen wachgehalten wird? Und wie findet Antisemitismus heute statt? – Darüber werden wir in der kommenden Stunde sprechen.

Zunächst darf ich Christian Buchmann, den Präsidenten des Bundesrates, um seine Eröffnungsworte bitten.

Ansprache des Präsidenten des Bundesrates der Republik Österreich

Mag. Christian Buchmann: Sehr geehrte Damen und Herren! Ich darf Sie anlässlich des Gedenktages gegen Gewalt und Rassismus in Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus sehr respektvoll begrüßen. Mein besonderer Gruß gilt heute jenen, die unter der NS-Herrschaft gelitten haben, und ihren Angehörigen. Seit 1997 wird der Tag der Befreiung des Konzentrationslagers Mauthausen von Nationalrat und Bundesrat in Österreich als Gedenktag begangen. 76 Jahre sind seitdem vergangen, immer weniger Zeitzeugen können das Wissen um den Holocaust weitergeben. Wir alle sind also aufgerufen, diese Erinnerung wachzuhalten und niemals zu vergessen.

Dialog, gegenseitige Anerkennung und das Lernen mit- und voneinander sind dafür wichtige Voraussetzungen. Ein Projekt, das genau diesen Dialog in den Mittelpunkt stellt, ist das heuer mit dem Leon-Zelman-Preis für Dialog und Verständigung ausgezeichnete Projekt Likrat, das ein wichtiger Baustein unseres zivilgesellschaftlichen Engagements ist und dazu beitragen soll, Antisemitismus durch Austausch zwischen jüdischen und nicht jüdischen Jugendlichen nachhaltig zu bekämpfen.

Die Erinnerung alleine wird aber nicht verhindern, dass Verbrechen an ethnischen, religiösen und anderen Minderheiten geschehen können. „Wir werden nicht durch die Erinnerung an unsere Vergangenheit weise, sondern durch die Verantwortung für unsere Zukunft“, hat der Träger des Literaturnobelpreises George Bernard Shaw so treffend formuliert. Es ist unsere Verantwortung für die Zukunft, die wir wahrnehmen müssen, indem wir die Erinnerung von Generation zu Generation weitertragen, damit sie für alle Zeiten allen Menschen eine Warnung vor den gesellschaftszersetzenden Folgen von Hass, Intoleranz, Rassismus und Vorurteilen ist.

Ausgrenzung und Hass sind gerade heute in Zeiten einer krisenhaften Pandemie verstärkt spür- und erlebbar. Verbitterung über die eigene Situation wird über soziale Medien unmittelbarer verbreitet, als es je zuvor möglich war. Zug um Zug schlagen dabei Zorn in Hass und Hass in Gewalt um. Anders zu sein oder anders zu denken darf aber weder heute noch morgen ein Anlass für Herabwürdigung und Hetze sein. Der Einsatz für Menschenrechte und Demokratie verlangt von jedem Einzelnen von uns, sich den Verharmlosern, Verschwörern und Hetzern entgegenzustellen, bevor deren Saat aufgehen kann.

Heute vor 76 Jahren wurde das Konzentrationslager Mauthausen befreit. Im Konzentrationslager Mauthausen und seinen Außenlagern waren etwa 190 000 Menschen aus 40 verschiedenen Nationen interniert. Mindestens 90 000 Menschen wurden ermordet oder starben nach der Befreiung an den Folgen ihrer Haft. Die Verbrechen von Mauthausen waren kein singuläres Ereignis, sondern der schreckliche Tiefpunkt eines langen Prozesses der Ausgrenzung, der Ächtung und Verfolgung, eines Prozesses des Wegsehens und des Zusehens ohne wesentlichen Widerstand.

Das respektvolle Gedenken an die Opfer der Schoah und wachsame Blicke in die Zukunft sind gerade für die Republik Österreich und ihre Bürgerinnen und Bürger Auftrag und Pflicht. Wer heute tatenlos zusieht, wie zu Gewalt oder Hass gegen Menschen aufgerufen oder aufgestachelt wird, wie Mitbürger beschimpft, verächtlich gemacht oder herabgewürdigt werden, macht sich des Billigens, des Leugnens oder Verharmlosens zumindest mitschuldig. Es ist unser Auftrag, gegen das Vergessen immer wieder und erneut Zeichen zu setzen. Das tun wir als österreichischer Nationalrat und österreichischer Bundesrat mit dieser Gedenkveranstaltung.

Ich danke Ihnen sehr für dieses gemeinsame Zeichen der Solidarität und glaube, dass wir gemeinsam in unseren Bemühungen niemals nachlassen dürfen. – Danke.

Mag. Rebekka Salzer: Vielen Dank, Herr Bundesratspräsident Christian Buchmann.

Anlässlich des heurigen Gedenktages stehen zwei Projekte im Mittelpunkt: das jüdische Dialogprojekt Likrat und das Projekt Gegen das Vergessen.

Im Rahmen des Projekts Gegen das Vergessen porträtiert der international tätige Fotograf Luigi Toscano Verfolgte der NS-Zeit – Sie sehen einige der Bilder auch hier, hinter mir. Diese Fotos werden dann überlebensgroß im öffentlichen Raum ausgestellt wie etwa vor zwei Jahren auch an der Wiener Ringstraße.

Luigi Toscano ist Deutscher und das Kind sizilianischer Gastarbeiter. Als erster Fotograf überhaupt ist er von der Unesco zum Artist for Peace ernannt worden. Toscano hat auch Erika Kosnar fotografiert, eine Überlebende des Holocaust in Wien. Claus Bruckmann hat auch die Geschichte der heute 89-Jährigen erfahren.

Es folgt die Vorführung eines kurzen Films über die Zeitzeugin Erika Kosnar:

Erika Kosnar: Ich war bis zum Jahr 1938 ein Kind wie jedes andere. Ich bin aus einer Arbeiterfamilie. Meine Eltern haben in einer Zinskaserne gewohnt. Ich habe mit den anderen Kindern bis zum 12. März gespielt, und am 13. sind sie mir nachgerannt und haben mich einfach angeschrien: Jud', Jud', spuck in' Hut, sag der Mutter, das ist gut!, und es war aus mit der Freundschaft. Die SA ist gekommen und hat Lehrkräfte aus den Klassen geholt und diese Lehrkräfte hat man mit Fußtritten über die Stiegen runtergestoßen. Das ist für ein neunjähriges Kind wirklich nicht einfach, wenn die Lehrkraft sich einfach hinstellt und sagt, du bist nicht würdig, mit arischen Kindern in die Schule zu gehen, pack deine Sachen zusammen und verlass die Klasse! Im Haus war es so, dass die Hausparteien akribisch darauf geschaut haben, dass ich diesen Stern ja trage.

An dem Tag, als der Krieg aus war, bin ich im Hof gestanden, und plötzlich kommt vom 3. Stock, von der Frau Schertler, der Ruf: Der Krieg ist aus!, und es haben Glocken zu läuten begonnen. Mir ist die Luft weggeblieben. Es waren nämlich nicht richtige Kirchenglocken, sondern es waren diese kleinen Volksempfänger, die man hatte. Aus denen kamen die Glocken, weil die meisten Glocken, die richtigen, ja eingeschmolzen wurden. Und wie gesagt, der Glockenklang – mir ist die Luft weggeblieben, mir sind die Tränen runtergeronnen, ich habe eine Gänsehaut bekommen und hatte plötzlich das Gefühl, ich bin wieder ein Mensch und ich habe wieder das Recht, zu leben.

Meine Lebensgeschichte liegt hinter mir und ich verwende sie dazu, der Jugend den Weg zu zeigen, den sie nicht nehmen soll. Einstein hat festgestellt: Zwei Sachen sind unendlich, das Weltall und die menschliche Blödheit. Ich bin nur der Meinung, er hat sich geirrt. Es sind drei Sachen: Das Dritte ist die menschliche Gier. Das habe ich als Sechsjährige begriffen. Erlaube deinem Nachbarn, dass er dir alles wegnehmen und dich umbringen darf. Wenn er sicher ist, dass er dafür nicht bestraft wird, dann macht er es auch.

Mag. Rebekka Salzer: Das waren berührende Worte von Erika Kosnar.

Wie sollen unsere Kinder und Kindeskinde erfahren, was damals in den 1930er-Jahren und bis 1945 passiert ist? Noch können uns Zeitzeuginnen und Zeitzeugen berichten,

was aber passiert, wenn diese Menschen nicht mehr da sind? Wie kann sichergestellt werden, dass die Generationen nach uns nicht vergessen, was damals passiert ist, was der Nationalsozialismus mit den Menschen gemacht hat?

Unter anderem über diese Notwendigkeit einer dynamischen Gedenkkultur habe ich vor wenigen Tagen in der Gedenkstätte Mauthausen mit vier Persönlichkeiten gesprochen. Sie alle haben einen gemeinsamen Antrieb: Der Holocaust, die systematische Ermordung von sechs Millionen Juden, die furchtbare Zeit des nationalsozialistischen Regimes darf niemals vergessen werden.

Moderiertes Gespräch

Es folgt die Einspielung eines voraufgezeichneten moderierten Gespräches zwischen der Leiterin der KZ-Gedenkstätte Mauthausen Barbara Glück, dem Fotografen Luigi Toscano, der Studentin Eidel Malowicki und der Zeithistorikerin Linda Erker.

Die Einspielung beginnt mit der musikalischen Darbietung des Trios für Oboe, Violine und Viola op. 94 (1941) von Hans Gál (1890–1987), I. Pastorale, Andantino, tranquillo e suave, dargebracht von den MusikerInnen Nicolás Bernal-Montaña, Isabella Schwarz und Floris Willem.

Mag. Rebekka Salzer: Wir sitzen hier in der Gedenkstätte Mauthausen an einem besonderen Ort, in der ehemaligen Küchenbaracke. Hier wurde für die Häftlinge, aber auch für die SS-Soldaten gekocht. Man kann sich vorstellen, dass die Häftlinge natürlich weniger zu essen bekommen haben, Häftlinge, von denen die allermeisten nicht mehr am Leben sind und die uns von den Gräueltaten nicht selbst berichten können. Wie soll man sich ohne diese Zeitzeugen heute an damals erinnern können?

Unter anderem darüber wollen wir jetzt in dieser Runde sprechen, und ich darf jetzt ganz herzlich begrüßen: Barbara Glück, Geschichtswissenschaftlerin und Leiterin der KZ-Gedenkstätte Mauthausen, Eidel Malowicki vom Projekt Likrat, bei dem es darum geht, nicht jüdischen Jugendlichen über das Judentum zu erzählen – das Projekt Likrat wurde bereits vielfach ausgezeichnet –, Linda Erker, Zeithistorikerin mit dem Schwerpunkt österreichische Geschichte im 20. Jahrhundert, Themenschwerpunkt unter anderem rechtsradikale Netzwerke; und extra aus Mannheim, Deutschland, eingeflogen ist der Fotograf Luigi Toscano. Er hat für seine Fotoausstellung Gegen das Vergessen in den vergangenen Jahren Hunderte Holocaustüberlebende auf der ganzen Welt getroffen und fotografiert – Sie sehen es auch hier hinter uns –, Einzelschicksale, die exemplarisch für all jene stehen, deren Identität die Nazis auslöschen wollten. Er ist von der Unesco zum Artist for Peace berufen worden, seine Bilder wurden bereits etwa im Hauptquartier der Vereinten Nationen in New York und erst kürzlich bei der Unesco in Paris gezeigt.

Frau Glück, ich möchte mit Ihnen starten. Es ist ein Rennen gegen die Zeit, die Zeitzeugen werden immer mehr verstummen. Was macht denn die Gedenkstätte Mauthausen dagegen?

DDr. Barbara Glück: Ich glaube, an einem Tag wie heute hört und sieht man es nicht unmittelbar, an und für sich aber ist dieser Ort ein sehr lebendiger Vermittlungsort geworden, und das, was uns in unserer Vermittlungsarbeit ganz am Herzen liegt und was uns besonders wichtig ist, ist, dass wir der Menschen gedenken und dass wir die Erinnerung wachhalten.

Wenn ich sage, die Erinnerung wachhalten, fällt mir dazu immer ein, wie ein Überlebender einmal zu mir gesagt hat: Ihr könnt euch ja nicht erinnern, ihr wart nicht

dabei. So, glaube ich, ist es umso mehr unsere Aufgabe, dass wir **ihre** Erinnerungen, die sie an diese Zeit hatten, hier wachhalten, im Sinne davon, dass wir damit umgehen, dass wir mit jungen Menschen arbeiten und es ihnen näherbringen; mit Biografien, auf unterschiedlichste Art und Weise, in unseren Ausstellungen, entlang des Rundgangs, auch wie es der Künstler hier zeigt, mit großen Biografien; einfach zu fragen: Welche Menschen waren das?, Welche Lebensgeschichten stecken dahinter?, und indem wir allen Menschen, die zu uns kommen, auch das Angebot machen, dass sie sich vielleicht eine Biografie nehmen, eine Geschichte, die sie besonders berührt hat und die sie dann mit nach Hause nehmen.

Mag. Rebekka Salzer: Eine Geschichte, eine Biografie, das ist auch das Stichwort für Sie, Herr Toscano. Sie haben 400 Holocaustüberlebende porträtiert. Nicht jeder geht an eine Gedenkstätte, haben Sie gesagt, man muss das Thema auf die Straße bringen. Sie geben den Opfern ein Gesicht, sie haben Zeitzeugen, Opfer des Holocaust eben, vielfach fotografiert.

Die Personen hier in diesem Raum haben fast alle einen Mauthausen-Bezug. Können Sie vielleicht exemplarisch eine Person herausnehmen und ganz kurz ihre Lebensgeschichte erzählen?

Luigi Toscano: Wenn Sie hier nach hinten schauen, das ist George, George Brent. Ihn habe ich in Chicago kennenlernen dürfen, im Holocaustcenter. George hat mich mit seiner Geschichte beeindruckt, weil er mit seiner Familie nach Auschwitz deportiert worden ist und dann später auf dem Kohlenzug hierher nach Mauthausen gekommen ist.

Bei George fand ich sehr berührend, dass er mir erzählte, dass er einer derjenigen war, die das Krematorium in Auschwitz, in dem später auch seine Verwandten verbrannt worden sind, mit aufbauen mussten. Das war natürlich eine sehr emotionale Geschichte, die mir George da erzählt hat, und auch jetzt in diesem Moment, in dem ich hier bin, in dem dieser Bezug zu Mauthausen da ist, in dem ich weiß, dass George auch hier gewesen ist, berührt mich das sehr, muss ich zugeben.

Mag. Rebekka Salzer: Sie haben die Bilder normalerweise auf der Straße ausgestellt, mehr oder weniger auf der Straße. Jetzt haben Sie sie zum ersten Mal hier, in einem ehemaligen Konzentrationslager, ausgestellt. Wie emotional schwierig war denn das für Sie?

Luigi Toscano: Wir sind es eigentlich gewohnt, wenn wir ankommen, schnell mit der Arbeit anzufangen und alles soweit zu richten, dass alles okay ist, dass wir einfach sagen können: Wir haben es jetzt aufgebaut.

Als wir hier ankamen, habe ich, um ganz ehrlich zu sein, dann zu meinem Kollegen, zu meinem Freund gesagt: Ich brauche jetzt erst einmal einen Moment, lass uns hier einfach einmal durchatmen. Wir sind dann durch die Gedenkstätte gelaufen, um einfach einmal Luft zu holen, denn ich habe dann schon gespürt, dass es etwas mit mir macht. Es ist das erste Mal, dass ich diesen Bezug mit Porträtierten aus dem jeweiligen Lager herstellen, sie eben hier zeigen kann, und das berührt mich schon, ja.

Mag. Rebekka Salzer: Frau Erker, der Holocaust ist sehr abstrakt. Sechs Millionen Juden sind gestorben, umgebracht worden. Hinter jedem Foto steht eine persönliche Geschichte. Wie wichtig ist es denn, solche persönlichen Geschichten auch künftig noch zu erzählen?

Dr. Linda Erker: Als Historikerin möchte ich als Erstes sagen, dass mir die Zeitzeugen und Zeitzeuginnen auch persönlich fehlen werden; nicht nur aus einer beruflichen, sondern auch aus einer zwischenmenschlichen Perspektive werden sie fehlen. Ich denke, dass wir in den vergangenen Jahren mit ihnen schon sehr viel gelernt haben: wie

wir mit Biografien umgehen können, wie wir Einzelschicksale in die historisch-politische Bildung einbauen können und die Einzelbiografie als Schlüsselmoment zur Vermittlung von Geschichte einsetzen können.

Was, denke ich, sehr wichtig ist: Sehr viele Zeitzeugen und Zeitzeuginnen haben ja selbst zur Erforschung des Nationalsozialismus und des Holocaust beigetragen. Auf diesen Arbeiten und auf den Arbeiten vieler Kollegen und Kolleginnen aufbauend können wir mit ihren Geschichten, glaube ich, auch weiterarbeiten – in der Forschung und im Bereich der Pädagogik, wie zum Beispiel hier in der Gedenkstätte, mit Schülern und Schülerinnen beispielsweise.

Mag. Rebekka Salzer: Apropos Schülerinnen und Schüler: Frau Malewicki, Sie sind für das Projekt Likrat tätig, Sie erzählen Nichtjuden in der Schule ihre jüdische Geschichte. Da geht es um den jüdischen Alltag, Sie vermitteln also nicht mit Kunst wie Herr Toscano, sondern mit einem Dialogprojekt. Vielleicht können Sie ganz kurz umreißen, was Sie da genau machen.

Eidel Malowicki: Es sind meistens zwei bis drei jüdische Jugendliche, die eingeladen werden und dann zusammen hingehen. Im Vorhinein tritt die Lehrerin oder die Direktion mit uns in Kontakt, man kann sich aber auch ganz einfach über die Website anmelden, und dann wird ein Termin vereinbart.

Diese Jugendlichen, die dort hingehen, haben eine besondere Ausbildung abgeschlossen, eine Ausbildung, in der wir über verschiedenste jüdische Themen lernen, vom Nahostkonflikt bis hin zu Rhetorik. Am Ende des Tages überlässt man uns ziemlich viel Spielraum, wie wir das genau angehen möchten, aber es geht in dieser Ausbildung darum, aufzuzeigen, welche verschiedenen Möglichkeiten des Antwortens es gibt, und auch darum – besonders wenn wir mit einer sehr schwierigen Frage konfrontiert werden –, aufzuzeigen, dass wir nicht alleine sind und welche Anhaltspunkte sich zu bestimmten Themen anbieten, damit wir auch über Inhalt verfügen und nicht mit leeren Händen dastehen.

Nach dieser Ausbildung sind wir bereit, loszugehen. Dann werden Fragen gestellt, und diese Fragen sind dann die Basis für ein weiteres Gespräch.

Mag. Rebekka Salzer: Aber geht es da um den jüdischen Alltag oder auch um den Holocaust?

Eidel Malowicki: Um alles, wir behandeln eine sehr große Bandbreite an Themen. Wir haben Fragen zum Holocaust, wir haben Fragen zum Nahostkonflikt, wir haben Fragen zu jüdischen Bräuchen und Traditionen. Wir machen also alles, alles ist im Paket enthalten.

Mag. Rebekka Salzer: Frau Glück, Österreich bekennt sich ja zur Erinnerungskultur. Es gibt eine Studie aus den vergangenen Jahren, in Auftrag gegeben vom österreichischen Parlament. Da heißt es, dass die jüngste befragte Gruppe, nämlich die 16- bis 25-Jährigen, die auch teilweise noch zur Schule gehen, sagt, dass zu wenig erinnert wird; das sagen in dieser Altersgruppe 30 Prozent. Die über 70-Jährigen finden das nicht, da sagen nur 6 Prozent, dass zu wenig gemacht wird. Wie kann man sich denn dieses Phänomen erklären, dass gerade die Jungen das so genau wissen wollen?

DDr. Barbara Glück: Wir beobachten das in unterschiedlichen Aspekten unserer Arbeit. Zum einen haben wir in unseren Archiven gerade aus der dritten und vierten Generation immer mehr Nachfragen. Sie wollen wissen: Was ist mit unseren Großeltern, mit unseren Urgroßeltern passiert? Sie wollen die ganze Geschichte wissen, sowohl, wenn etwas auf der Täterseite, als auch, wenn etwas auf der Opferseite war, das einfach nachvollziehen können, und nicht nur die Familiengeschichte, sondern auch die Geschichten in der Umgebung: in meinem Ort, in meiner Straße, in meiner Stadt, da einfach besser

Bescheid wissen; vielleicht auch, weil der Bezugspunkt weiter weg ist, weil man unbelastet, weil man ohne Schuldgefühle ist, weil man sich dem Thema der Familiengeschichte mit ein bisschen Distanz nähern kann. Das Interesse ist sehr, sehr groß und wird immer größer.

Und weil Sie gefragt haben, ob man zu wenig erinnert: Man darf nicht vergessen, dass die Nachgeschichte über 70 Jahre lang ist. Wir wissen jetzt, wie Österreich damit umgegangen ist, im Laufe der letzten Jahrzehnte, eigentlich seit der Befreiung des KZ Mauthausen, Gusen und aller Außenlager. Die junge Generation, die heute in den Schulen ist, die heute vielleicht einen Gedenkstättenbesuch macht, denen ist das vielleicht zu wenig, weil sie mit dem Thema zu wenig in Berührung kommen, weil sie das von den Vorgenerationen vielleicht auch nicht mitbekommen haben.

Das ist aber, glaube ich, der Ansatzpunkt und auch, wie ich immer sage, die Existenzberechtigung für Orte, wie wir hier einer sind und an der Gedenkstätte Mauthausen arbeiten: dass wir das hinaustragen.

Das ist gleichzeitig auch immer der Appell an uns, dass wir nicht nur hier in der Gedenkstätte sitzen und warten, bis alle zu uns kommen, sondern dass wir an die Schulen gehen, dass wir in die Bildungseinrichtungen hinausgehen und dass wir uns da vernetzen und ihnen auch erklären, dass Mauthausen nicht nur der Ort per se ist, sondern dass Mauthausen das Thema, ein Anliegen und eine Botschaft ist, dass wir damit hinausgehen und das Interesse wecken können.

Es gibt, glaube ich, unterschiedlichste Gründe, und wir können natürlich auch nur mit den Aspekten umgehen, die uns die jungen Menschen erzählen, wenn sie zu uns an den Ort kommen, mit den Themen, die sie in ihrer heutigen Zeit beschäftigen. Ich glaube, das ist auch eine große Herausforderung, dass wir sie genau da abholen, dass wir diese Fragen immer wieder stellen, und wer unser pädagogisches Programm kennt, der kennt auch die Frage: Was hat das mit mir zu tun?, die Frage, die sich jeder stellt, wenn er an unseren Ort kommt, oder die wir dann noch einmal stellen.

Die Antwort muss sich jeder selber geben, und vielleicht können wir da etwas anregen, etwas auslösen, sodass sich die jungen Menschen selber damit beschäftigen und fragen: Wie kann ich Gedenkarbeit leisten?

Wir leisten jeden Tag Gedenkarbeit, wenn wir vermitteln, aber wie können wir das an die junge Generation weitergeben? Wie können die jungen Menschen das aufgreifen und vielleicht für sich nicht nur überlegen, dass sie der Geschichte gedenken, weil sie in sie zurückschauen, sondern sich vielleicht auch fragen, was sie zu tun gedenken, nämlich in die Zukunft gerichtet. Ich glaube, das ist ein ganz wichtiger Ansatz, den wir hier auch verfolgen.

Mag. Rebekka Salzer: Frau Malowicki, Sie haben sehr viel mit Jugendlichen zu tun. Haben Sie auch den Eindruck, dass es den Jugendlichen zu wenig ist, was da vermittelt wird? Stimmen Sie dieser Studie, dem, was ich vorhin zitiert habe, zu?

Eidel Malowicki: Ja, die in empirischen Untersuchungen festgestellte Bereitschaft kann ich nur bestätigen. Ich denke auch, dass viel zu wenig dazu gelehrt wird. Ich war in einer jüdischen Schule, in der wir uns ein Jahr lang thematisch nur mit dem Holocaust befasst haben, und andere Freundinnen berichten, dass sie kaum ein Kapitel dazu bearbeitet haben.

Die Frage, die ich stellen würde, ist aber nicht, ob genug gemacht wird, sondern ob es richtig gemacht wird. Das erinnert an Harald Welzers Buch „Das Menschenmögliche“, in dem er schrieb und kritisierte, dass Gedenken heute eine unzureichende Orientierung für die Gegenwart liefere und dass der Holocaust nicht als historisches Ereignis, als monumentales Phänomen betrachtet werden sollte, sondern vor allem als die

Kenntnisnahme, dass die Verbrechen in die Gesellschaft eingebettet waren. Er schlägt vor, eine Diskussion mit Heutebezug anzuregen, wie schon vorhin erwähnt, und genau das ist auch unser Ziel: eine Diskussion anzuregen.

Mag. Rebekka Salzer: Eine Diskussion mit Heutebezug anzuregen, wie wichtig ist das, Frau Erker?

Dr. Linda Erker: Also ich denke, die Gedenk- und Erinnerungsarbeit, die aktuell in Österreich passiert, ist sehr vielfältig. Der Gegenwartbezug, den ich hervorstreichen muss, der, denke ich, in der Zukunft noch viel stärker gemacht werden könnte – es geht ja darum, heute auch zu diskutieren, wie wir die zukünftige Gedenkarbeit gestalten wollen –, besteht darin, abseits eines sehr, sehr wichtigen opferzentrierten Gedenkens auch den Fokus auf die Frage zu legen: Ja, wer sind denn die Verantwortlichen, und wo können wir denn aus den Entscheidungen der Verantwortlichen, also der Nationalsozialisten und Nationalsozialistinnen, auch etwas ins Heute mitnehmen? Sehen wir uns die Personen an, die aktiv beschlossen haben, Teil des NS-Regimes zu sein, und arbeiten wir mit diesen Themen genau die Frage aus, was wir in Zukunft vielleicht auch neu als Gedenkarbeit etablieren können!

Mag. Rebekka Salzer: Das heißt, Sie sagen, man sollte die Täter viel stärker miteinbeziehen?

Dr. Linda Erker: Ja. Die Behandlung der Täter ist in der Forschung schon sehr etabliert, an der Universität Wien haben wir auch Experten und Expertinnen in der sogenannten Täterforschung, und ich glaube, der Schritt, der Übersetzungsschritt von der Forschung hin in die Vermittlung kann noch stärker sein, er kann auch stärker hin in die Öffentlichkeit sein, in Form von öffentlichen Interventionen.

Ich möchte vielleicht ein Beispiel nennen, das ich aktuell als sehr interessante Gedenkarbeit und Auseinandersetzung wahrnehme – das hört sich nach schwerer Arbeit an, eigentlich aber geht es ja darum, sich auseinanderzusetzen, und das ist etwas Interessantes.

Knapp eine Autostunde von hier entfernt, in Oberösterreich, in Waizenkirchen, gibt es ein Denkmal, ein Kriegerdenkmal in Erinnerung an 13 gefallene Waffen-SS-Mitglieder. Dieses Denkmal wurde sehr lange von ehemaligen Nazis und Neonazis als Pilgerort verwendet, und in den letzten Jahren – und das sehe ich aber als etwas sehr Produktives an – gibt es sehr viel Diskussion: Was machen wir damit? Es gibt von verschiedenen Seiten Petitionen, was mit dem Gedenken an diese Mitglieder der Waffen-SS, mit diesem Grab und Mahnmal geschehen soll.

Aktive Gedenkarbeit passiert in dem Moment, in dem aus der Zivilgesellschaft zum Beispiel die Petition kommt: Da muss noch etwas geschehen, da möchte ich, dass das kontextualisiert wird! Ich glaube, wichtig ist: Gedenkarbeit funktioniert ja nicht nur über einen Sesselkreis in einer Klasse mit 20 Schülern und Schülerinnen – dort auf jeden Fall auch –, sondern auch in jeder einzelnen Gemeinde. Es gibt sehr viele Kriegerdenkmäler in Österreich. Da anzufassen und hinzuschauen, ist für mich, glaube ich, auch die Zukunft der Gedenkarbeit.

In Waizenkirchen zum Beispiel sind der Bürgermeister und der Gemeinderat involviert. In der Gemeindezeitung habe ich gerade erst gelesen, dass die Gedenkstätte Mauthausen genau mit dieser Frage beauftragt wurde: einen Text zu formulieren, der zeitgemäß ist. Das ist für mich eine Gedenkarbeit, die wir forcieren müssen, und da geht es tatsächlich um Täter und Täterinnen, Nationalsozialisten und Nationalsozialistinnen.

Mag. Rebekka Salzer: Weil wir gerade von Täterinnen und Tätern gesprochen haben: Herr Toscano, könnten Sie sich vorstellen – Sie haben hier lauter Opfer porträtiert –, auch Täter zu porträtieren?

Luigi Toscano: Nein.

Mag. Rebekka Salzer: Warum nicht?

Luigi Toscano: Weil ich mich weigere. Dadurch, dass ich jetzt eben sehr viele Opfergeschichten gehört habe, habe ich einfach einen emotionalen Bezug zu diesen Menschen aufgebaut, und ich könnte mir nicht vorstellen, einem Täter gegenüberzusitzen. Natürlich, ich kann mit ihm diskutieren, mit ihm sprechen, ich wäre aber nicht bereit, ihn zu porträtieren, denn ich glaube nicht, dass ich das mit der gleichen Leidenschaft machen würde, wie ich es bei diesen Menschen gemacht habe. Es ist unmöglich.

Mag. Rebekka Salzer: Frau Erker, noch einmal ganz kurz zu dieser Täterperspektive: Inwieweit sollte das tatsächlich stärker forciert werden? Es geht ja wirklich größtenteils um die Opfer, nicht um die Täter. Wie also soll diese Vermittlung – Sie haben ein Beispiel genannt, vielleicht haben Sie noch ein anderes Beispiel – konkret ausschauen?

Dr. Linda Erker: Wenn wir von Einzelbiografien ausgehen, hatte ich ja anfangs auch gesagt, lernen wir über Biografien etwas, und ich denke, wir lernen auch über die Biografien von Tätern und Täterinnen. Wir haben in der Vermittlungsarbeit, beispielsweise von erinnern.at oder vom Mauthausen-Komitee Österreich, ja bereits Lernunterlagen, mit denen wir in den Schulen nicht nur – und „nur“ möchte ich unter Anführungszeichen sehen – die Geschichten von vertriebenen und ermordeten ehemaligen ÖsterreicherInnen, sondern auch jene von Tätern und Täterinnen zeigen, und an denen sehen wir auch etwas! Sie müssen wir auch – in Zukunft viel genauer, denke ich – ansehen, um tatsächlich auch die Verantwortung zu aktivieren: Was machen wir mit dieser Geschichte und den Tätern und Täterinnen Österreichs?

Mag. Rebekka Salzer: Frau Glück, wie sehen Sie das?

DDr. Barbara Glück: Ich wollte gerade anknüpfen. Wir sehen das genau so. Bei uns ist es ganz wichtig, dass wir die Geschichte als eine Geschichte von Menschen erzählen. Menschen machen Geschichte, damals wie heute, und Menschen sind da in unterschiedlichen Situationen. Sie sind einerseits in Ohnmachtsituationen, sie sind aber andererseits vielleicht auch in Situationen, in denen sie Handlungsoptionen haben, und ich glaube, das gilt es, aufzuzeigen.

Wenn wir bei uns an der Gedenkstätte den Rundgang mit Schulklassen, aber auch mit Erwachsenen gehen, dann gehen wir ganz bewusst entlang der Lagerstraße, um uns vor allem auch dem Bereich des Umfelds zu widmen, der Bevölkerung, der Gesellschaft. Was hat die Bevölkerung gewusst? Wie sind sie damit umgegangen? – Das wollen wir einfach auch in die Diskussion über das, was damals passiert ist, miteinbeziehen.

Ich darf noch an das, was du, Linda, vorhin über diese Zivilgesellschaft, dieses Engagement gesagt hast, anknüpfen: Wir sehen das auch an ganz vielen Orten ehemaliger Außenlager, dass sich kleine Vereine, Gruppen, Einzelpersonen, die sich in der Aufarbeitung engagieren, bei uns melden, weil sie ins Archiv kommen, weil sie Unterstützung brauchen, und dass aus diesem Engagement heraus neue kleine Gedenkstätten, Gedenkinitiativen entstehen, die dann aber auch vor Ort mitgetragen werden. Ich glaube, das ist das Entscheidende, denn das ist das Nachhaltige. Das kann ich nur auch von unserer Arbeit her unterstreichen.

Mag. Rebekka Salzer: Kommen zu Ihnen nach Mauthausen eigentlich auch Nachkommen von Tätern, die Redebedarf haben?

DDr. Barbara Glück: Ja. Wir haben ja gesagt, dass es jetzt eine Generation ohne Zeitzeugen geben wird – die zweite und dritte Generation ist für uns auch ganz, ganz wichtig. Wir machen einerseits Interviewprojekte mit Angehörigen der zweiten

Generation, und es kommen zu uns auch Familien unterschiedlichster Herkunft, die genau wissen, wo ihr Vater im Bereich des Nationalsozialismus aktiv tätig war, und sie haben vielleicht Unterlagen für uns, oder sie bringen uns etwas, wissen nicht Bescheid, was das bedeutet, und möchten das mit uns aufarbeiten.

Da gibt es unterschiedliche Begebenheiten und Begegnungen, die wir an der Gedenkstätte oder im Archiv haben. Eine, die schon etwas länger zurückliegt, betrifft den Journalisten aus der Familie Topf & Söhne aus Deutschland, die die Krematoriumsöfen gebaut haben. Er, der Enkelsohn des Firmengründers, glaube ich, hat angefangen, die Familiengeschichte aufzuarbeiten und hat daraus ein Projekt gemacht, hat Ausstellungen entwickelt und ist durch unterschiedliche Gedenkstätten gekommen – auch zu uns. Das ist für mich ein extrem wertvoller Beitrag für unsere Arbeit und für ihn eine ganz wichtige Aufarbeitung. Es öffnet nicht nur ihm, sondern auch uns, die wir dann davon profitiert haben, die Augen und den Blick auf eine ganz spezielle Geschichte.

Mag. Rebekka Salzer: Apropos Täter, Herr Toscano, Sie haben einen Teil Ihrer Bilder vor zwei Jahren auch in Wien, an der Wiener Ringstraße, ausgestellt, und dann ist etwas passiert: Ihre Bilder sind zerstört worden, zerschnitten worden. Es gab ein Bild, das habe ich auch in der Zeitung gesehen, ein Porträt, auf das ein Hakenkreuz gemalt wurde. Was hat denn das mit Ihnen als Künstler gemacht?

Luigi Toscano: Ja, natürlich war ich entsetzt und ich war auch ganz einfach am Boden zerstört, denn auf der einen Seite war mir irgendwie unterbewusst klar, irgendwann wird das einmal passieren, weil man durch diese Prominenz, wie ich diese Bilder im öffentlichen Raum zeige, eben damit rechnen muss, insgeheim aber habe ich gehofft, dass es nicht passiert. Und dass es dann in Wien an einer so prominenten Stelle passiert ist, in dieser Häufigkeit und Brutalität, hat mich dann schon sehr erschreckt.

Ich kann mich noch erinnern, zu der Zeit, vor zwei Jahren, hatte ich drei Ausstellungen gleichzeitig auf der Welt. Ich bin gerade von San Francisco gekommen und gleich am Morgen habe ich die Nachricht bekommen: Luigi, deine Bilder sind wieder zerstört worden.

Da habe ich einfach einen Punkt erreicht, wo ich letztendlich am Boden lag. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich sofort zusammengepackt und wäre mit den Bildern nach Hause gefahren, aber letztendlich, das hat man ja dann auch mitbekommen, ist daraus diese Zivilgesellschaft entstanden, die aufgestanden ist und gesagt hat: So sind wir nicht! Was mich besonders beeindruckt hat, war ja, dass junge Frauen, junge muslimische Frauen, mit die Initiative ergriffen haben und angefangen haben, die Bilder zu nähern, zu reparieren und sie dann auch für den Rest der Zeit zu beschützen.

Mag. Rebekka Salzer: Frau Erker, das war ein Akt der Diskriminierung, des Rassismus, des Antisemitismus. Wie kann man sich so etwas heutzutage erklären? Warum passiert das?

Dr. Linda Erker: Ich denke, man kann es sich gar nicht erklären. Persönlich kann ich es mir nicht erklären – es ist entsetzlich –, und aus einer wissenschaftlichen Perspektive kann ich dazu eigentlich auch gar nicht mehr sagen, als dass es traurig ist.

Wir können vielleicht aus einer Perspektive darauf blicken, wenn es darum geht, Kontinuitäten von etwas aufzuzeigen; die sind aber auch keine Erklärung, warum jemand ein Bild oder mehrere Bilder von Überlebenden schändet. Ich glaube, wir dürfen nicht überrascht sein, dass es immer noch rechte und rechtsextreme Tendenzen in Österreich gibt. Die sind nach 1945 nicht plötzlich zu Ende gewesen. Wir sehen das am Phänomen Antisemitismus wie auch an anderen Tendenzen der Menschenfeindlichkeit, aber erklären – wie soll man denn das erklären, dass jemand am Ring ein Bild schändet? –

Das ist nur respektlos und tatsächlich einfach nur zu verurteilen, und das in der gesamten Runde, glaube ich.

Mag. Rebekka Salzer: Frau Malowicki, Sie werden ja das Thema Antisemitismus natürlich auch immer wieder in Ihren Gruppen aufgreifen. Wie erklären Sie denn den Jugendlichen das Phänomen Antisemitismus?

Eidel Malowicki: Wir versuchen eigentlich gar nicht, zu erklären, sondern wir versuchen, durch Nähe und Sympathie diese Gefühle zu erwecken, damit der Antisemitismus sich dann von selbst wegschleicht. Wenn wir von oben herab erklären, dann könnte es nämlich schon sehr schnell in Richtung unterrichten gehen, und wir möchten auf Augenhöhe miteinander sprechen. Das heißt – jetzt kommen wir zum Inhalt –, wir können darüber sprechen, was wir gestern zu Mittag gegessen haben oder welche Traditionen und Bräuche, die Jugendliche ja ziemlich cool finden, wir haben, weil die Beziehungsebene viel wichtiger ist als die Sachebene. Unsere Aufgabe ist also nicht, Informationen zu vermitteln – auch, aber nicht hauptsächlich –, und insofern geht es um die positive Erfahrung und die positive Assoziation, die die Jugendlichen mit jüdischen Personen verbinden.

Mag. Rebekka Salzer: Aber die Jugendlichen, mit denen Sie sprechen, sind ja sicherlich schon auch mit Vorurteilen konfrontiert, je nachdem, aus welcher Familie man kommt. Was sind denn die häufigsten Vorurteile über das Judentum, die da kommen?

Eidel Malowicki: Eine sehr häufige Frage, die gestellt wird, ist, ob Juden Steuern zahlen würden oder warum sie keine Steuern zahlen würden. Diese Frage klingt ziemlich überraschend, und ich glaube, sie wird deshalb gestellt, weil aufgrund der Restitution geschlussfolgert wird, dass wir heute keine Steuern zahlen würden.

Mir persönlich wurde diese Frage nicht so oft gestellt, die anderen Likratinos aber haben häufig davon berichtet. Ich glaube nicht, dass die Absichten dahinter böse sind oder dass das böse gemeint ist, sondern dass einfach Unwissenheit herrscht, und wir sind einfach da, um solche Fragen aufzuklären. – Ja, das wäre ein Vorurteil, dem ich oder meine Kolleginnen oft begegnet sind.

Mag. Rebekka Salzer: Es gibt da auch eine Studie, Frau Erker, das wurde jetzt in der Coronazeit gemacht – in der Coronazeit hat ja der Antisemitismus auch skurrile Auswüchse bekommen. Da war zum Beispiel eine Frage zur Aussage: „Eine [...] einflussreiche Elite (z.B. Soros, Rothschild, Zuckerberg ...) nutzt die Corona-Pandemie, um ihren Reichtum und den politischen Einfluss weiter auszubauen.“ – Da sagen fast 30 Prozent der Österreicher, dass sie das auch so sehen.

Wie kommt man auf diese Idee?

Dr. Linda Erker: Na ja, wie man auf die Idee kommt, das kann ich nicht erklären, aber was wir ganz klar sehen, ist, dass traurigerweise die Erklärung von am Ende schon sehr kruden Verschwörungstheorien auch noch ist, dass der Jude oder die Jüdin daran schuld seien, also dass da irgendetwas einschnappt. Man fantasiert etwas zusammen, und die Erklärung ist dann, dass jemand anderer schuld ist und jemand anderer sozusagen der Sündenbock ist.

Ich kann sehen, dass das kein neues Phänomen ist, in der Zeitgeschichte sehen wir, dass Antisemitismus auch nicht erst mit 1938 nach Österreich gekommen ist. Ich selber forsche zur Zwischenkriegszeit, zur Geschichte der Universität Wien zum Beispiel. Da ist Antisemitismus so stark prägend, dass schon ganz früh Juden und Jüdinnen die Hochschule als Studierende oder dann als Professoren und Professorinnen verlassen, weil sie dort keinen Ort mehr sehen, wo sie arbeiten, unterrichten, lernen und lehren können.

Die Geschichte des Antisemitismus ist traurigerweise in unserer Gesellschaft tief verankert. Sie schnappt dann beispielsweise bei diesen Verschwörungstheorien als unsinnige Erklärung für etwas zu, das rührt aber nicht erst von den letzten paar Jahren, sondern wir haben das in der österreichischen Zeitgeschichte, mit der ich mich beschäftige, in der Zwischenkriegszeit. Wir haben auch schon in der Zwischenkriegszeit sozusagen den Schulterschluss durch die Großparteien; wenn es um die Geschichte des Antisemitismus geht, sieht man, dass damals Christlichsoziale und Deutschnationale sehr miteinander paktiert haben und dieses Phänomen Antisemitismus als politische Waffe benützt haben. Das zieht sich durch. Die Nationalsozialisten verwenden Antisemitismus als Waffe zur Ausgrenzung von Mitbürgern und Mitbürgerinnen, und das zieht sich zumindest auch durch die Geschichte des 20. Jahrhunderts in Österreich.

Mag. Rebekka Salzer: Aber warum gibt es diesen starken Zusammenhang zwischen Verschwörungstheorien und Antisemitismus? – Den gibt es ja.

Dr. Linda Erker: Weil die Leute es sich, glaube ich, leicht machen, indem sie nicht hinschauen, sich Dinge korrekt überlegen und tatsächlich herleiten. Eine schnelle Erklärung ist manchmal einfacher als die Wahrheit, glaube ich.

Mag. Rebekka Salzer: Da gibt es Coronademos, die das Tragen von Judensternen mit Maskenpflicht und Impfpflicht vergleichen, rechte Parteien beanspruchen quasi diesen Davidstern jetzt für sich, oder Menschen sagen: Ich bin Sophie Scholl, ich bin eine Widerstandskämpferin.

Warum passiert das so? Wie kann man sich das erklären?

Dr. Linda Erker: Also ich denke, was da passiert, ist einerseits eine unzulässige, unhistorische Gleichsetzung mit dem Leid von Juden und Jüdinnen im Nationalsozialismus, wenn Demonstranten und Demonstrantinnen sich diesen gelben Stern zum Beispiel (*auf den linken Revers deutend*) hierher pinnen und versuchen, sich damit selbst zu stigmatisieren. Sie spielen das Leid herunter, sie verwechseln sozusagen ihr Leid oder sie setzen es absichtlich mit der Pflicht des Tragens dieses gelben Sterns, die wir im Deutschen Reich seit 1941 haben, gleich. Das war die Vorbereitung zur Deportation, das war eine Zwangsmaßnahme für Mitbürger und Mitbürgerinnen, und ich glaube, diese Gleichsetzung ist einerseits anmaßend und eigentlich auch unzulänglich.

Und was mir im Kontext der Coronademos wichtig ist: Das ist nicht mehr freie Meinungsäußerung, sondern das ist ein unpassender historischer Vergleich. Die Gedenkstätte hat auch ganz tollerweise auf ihrer Homepage genau da Kante gezeigt und im Kontext der Coronademonstrationen gezeigt, wo es auch ein Ende haben muss mit dem Sich-selbst-als-Opfer-Darstellen.

Mag. Rebekka Salzer: Frau Glück, vielleicht können Sie ein bisschen erzählen, was Sie da gemacht haben.

DDr. Barbara Glück: Es war der Fall, dass ein AfD-Aktivist an die Gedenkstätte gekommen ist, ein Video von sich aufgenommen hat, einen Text, den ich jetzt nicht wiedergeben möchte, verlautbart hat und das ins Netz gestellt hat. Wir haben das sofort auf das Schärfste verurteilt und mit den zuständigen Behörden sofort kommuniziert, um Informationen, sofern wir sie irgendwie hatten, auch entsprechend weiterzugeben. So etwas muss sofort aufgezeigt werden.

Was mir nur wichtig ist, ist, dass wir solche Botschaften nicht zusätzlich noch verbreiten. Es ist mir ganz, ganz wichtig, darauf hinzuweisen. Es ist in der Vergangenheit leider auch hier in der Gedenkstätte immer wieder zu Beschmierungen gekommen. Wir thematisieren das zum Beispiel auch bei uns in der Ausstellung, aber ganz bewusst zeigen wir den Text nicht, weil wir nicht die Plattform dafür sind, dass das noch einmal

publik wird und noch einmal gezeigt wird. Das ist der Pietät des Ortes nicht würdig, und wir sind es auch den Opfern, den Angehörigen und Überlebenden schuldig, dass wir da nicht noch einmal eine Plattform sind. Wenn es passiert, ist es auf das Schärfste zu verurteilen, und dazu, muss ich auch sagen, gibt es Orte wie uns und gibt es Institutionen, die Bildungsarbeit und Aufklärungsarbeit machen.

Um an das anzuknüpfen, was du gesagt hast (*in Richtung Malowicki*): Das Gespräch ist ganz wichtig. Es geht nicht nur darum, was man kommuniziert, sondern wie man es transportiert, und auch darum, zu schauen, dass es bei den Menschen auch tatsächlich ankommt. Es ist, glaube ich, auch ganz wichtig, dass man die Menschen mit ihren Anliegen ernst nimmt, wenn sie zum Beispiel an den Ort zu uns kommen; auch, mit welchen Bildern sie kommen, mit welchen Erwartungshaltungen, mit dem, was sie vorher erlebt haben, was sie gestern in den Nachrichten gesehen haben – sie darin ernst zu nehmen, sie abzuholen, und mit ihnen entlang unseres Rundgangs, entlang unserer Programme aufzuarbeiten: Was kann die Geschichte dieses Ortes dazu beitragen, dass ich meine Ohren aufmache, dass ich meine Augen aufmache und dass ich anfangs, nachzudenken?

Dass wir nicht das Allheilmittel gegen alle radikalen Tendenzen sind, das muss uns auch klar sein, aber das, was wir definitiv machen können, ist, dass wir etwas anstoßen. Wir erwecken vielleicht nicht immer Aufmerksamkeit, wir erwecken und erzeugen aber definitiv Nachdenklichkeit. Das ist, glaube ich, etwas ganz, ganz Wichtiges, und das ist vielleicht auch das Nachhaltigere.

Mag. Rebekka Salzer: Apropos Antrieb und Gedenkstätte besuchen: Ihre Bilder sind auf der Straße zu sehen. Was ist denn eigentlich ganz ursprünglich Ihr Antrieb gewesen, dass Sie dieses Projekt in Angriff genommen haben?

Luigi Toscano: Als ich mit dem Projekt anfangs beziehungsweise mein Konzept geschrieben habe, das war die Zeit, als sich bei uns in Deutschland die AfD gegründet hat, als die Flüchtlingswellen zu uns nach Deutschland beziehungsweise nach Europa kamen, als eigentlich ja auch eine gewisse Willkommenskultur geherrscht hat, die Situation dann aber ganz schnell gekippt ist, die Ressentiments wieder lauter wurden, Sachen ausgesprochen worden sind, die einfach untragbar waren. Da habe ich mir überlegt: Was kann ich tun, was kann ich dazu beitragen, um zu sagen, dass ich mich dagegen wehren möchte? Ich habe dann für mich entschieden, zu fragen, was ein Holocaustüberlebender darüber, was da gerade passiert, denken würde, und das war dieser Impuls, dem ich dann gefolgt bin, und ich habe eben angefangen, mein Konzept zu formen.

Ich muss zugeben, am Anfang hatte ich es wirklich schwer, denn niemand hat mir irgendwie geglaubt oder hat gesagt: Hey, Luigi, das wird funktionieren! Erst als ich Überlebende selber getroffen und ihnen das erklärt habe, erst da haben sie dann verstanden, dass es gut ist, was ich mache, nämlich die Leute auf diese Art und Weise zu konfrontieren, ihnen zu zeigen: Das, was da gerade stattfindet, ist nicht in Ordnung. Das war sozusagen der Beginn von dem Ganzen.

Mag. Rebekka Salzer: Sie sind ja sicher öfter auch antisemitischen Äußerungen ausgesetzt. Haben Sie das jetzt in der Coronapandemie stärker wahrgenommen?

Luigi Toscano: Ja, definitiv. Ich muss ja mit Beleidigungen leben, sozusagen, ich bekomme im Zusammenhang mit meinem Projekt auch Schmähe-E-Mails oder sogar Drohungen, und deswegen finde ich es gut, was Barbara gerade gesagt hat, nämlich in dem Moment eine gewisse Haltung zu zeigen; zu zeigen, was da passiert, was die Menschen da machen, ist einfach nicht in Ordnung, und dem muss man auch konsequent nachgehen.

Mag. Rebekka Salzer: Frau Erker, die Angriffe auf Juden sind laut einer Studie, die erst vor Kurzem herausgekommen ist, in Zeiten der Coronapandemie tatsächlich gestiegen. Vielleicht noch einmal ganz kurz: Wie kann man sich das erklären?

Dr. Linda Erker: Die gerade publizierten Studienergebnisse, die von der Israelitischen Kultusgemeinde veröffentlicht wurden, zeigen „nur“ – unter Anführungszeichen – die Zahl der angezeigten antisemitischen Übergriffe, in welcher Form auch immer. Ich denke, die Dunkelziffer kennen wir nicht, und ich glaube, diese würde uns nur noch einmal mehr erschauern lassen.

Mag. Rebekka Salzer: Die ist, glaube ich, ungefähr dreimal so hoch, wurde gesagt. Wenn wir also von 50 Personen pro Monat ausgehen, die einen antisemitischen Vorfall melden, sind es in Wahrheit wahrscheinlich 150.

Dr. Linda Erker: Ich denke, das Erste, was man dazu sagen muss, ist, dass man gemeinsam, solidarisch gegen Antisemitismus aufstehen muss – das ist das erste Ergebnis.

Ich kann es nur wiederholen: Ich kann es auch nicht erklären, warum ein Mensch beschließt, Antisemit oder Antisemitin zu sein. Ich denke, wo wir es unter anderem fassen können, ist, wenn antisemitische Vorurteile zum Beispiel unter Jugendlichen kursieren – mit diesen können wir arbeiten, dass man da hingreift und überlegt: Wie können wir das in mehrtägigen Bildungsangeboten besprechen?

Ich denke, ein gut informierter Mensch ist kein Antisemit mehr! Er ist informiert, er ist gebildet, bekommt auch an die Hand, dass Antisemitismus eine Haltung ist, die tatsächlich einfach keine Grundlage hat. Ich denke, was das Projekt macht, ist genau das: Wenn Gerüchte entstehen, sie vielleicht gleich zu diskutieren und zu schauen, dass das ja nicht weitergetragen wird.

Mag. Rebekka Salzer: Wie oft kommt das bei Ihnen zum Beispiel vor, Frau Malowicki, dass ein Jugendlicher bei Ihnen ist, mit dem Sie sich unterhalten, der nicht jüdisch ist und der sagt: Ja, mein Vater hat mir aber erzählt, die jüdischen Geschäftsleute sind irgendwie alle nicht in Ordnung. – Wie oft müssen Sie so ein Vorurteil ausräumen? Oder sind die Jugendlichen eher unbedarft und wissen einfach noch gar nichts, und Sie erzählen Ihnen dann darüber?

Eidel Malowicki: Ich hätte gesagt, eher das zweite Szenario, aber es ist ganz unterschiedlich. Ich muss auch sagen, dass jede Begegnung anders verläuft. Wir hatten Begegnungen, bei denen wir von zig Fragen überhäuft wurden, und dann hatten wir Begegnungen, wo wir nur herumgelacht und Späße getrieben und darüber gescherzt haben, dass wir sie sozusagen vom Unterricht befreien.

Manchmal bilden sich auch langjährige Freundschaften heraus, es ist ganz unterschiedlich. Und ja, wenn wir so einem Vorurteil begegnen, ist das, glaube ich, auch der Grund, warum wir in der Schule ansetzen, ausgehend von der Überzeugung, dass Antisemitismus anezogen wird und sich oft in der Jugendzeit entwickelt, der Zeit, in der man beginnt, sich eine Meinung zu bilden oder sie zu bestärken. Deshalb setzen wir in der Schule an, denn einerseits können wir Haushalte erreichen, die wir sonst nicht erreichen könnten, und andererseits leisten wir gewissermaßen Präventionsarbeit oder antisemitische Bildungsarbeit.

Mag. Rebekka Salzer: Gehen Sie jetzt, in der Coronapandemie, auch in Schulen oder machen Sie das jetzt gerade gar nicht?

Eidel Malowicki: Nein, wir haben auf das Onlineformat umgestellt. Wir konnten viele Begegnungen durchführen und wir streben auch viele weitere an, es ist aber natürlich eine andere Erfahrung als sonst.

Mag. Rebekka Salzer: Inwieweit sind da jetzt auch diese Coronademonstrationen Thema, auf denen die Schoah eben permanent relativiert wird, mit diesen aufgepickten Judensternen und mit einer Frau, die sagt, sie sei Sophie Scholl im Widerstand, und damit die Coronapandemie meint?

Eidel Malowicki: Antisemitische Vorfälle haben insgesamt in den letzten Jahren zugenommen und wir haben während der Coronapandemie einen noch stärkeren Anstieg erleben müssen, gerade, wie Sie schon gesagt haben, betreffend das Anwachsen von Verschwörungstheorien. Ideologien, die immer mehr in die Mitte der Gesellschaft rücken, tragen oft antisemitische Mythen in sich, und ich glaube, dass Likrat einen wichtigen Beitrag leistet, um dem entgegenzusteuern.

Mag. Rebekka Salzer: Frau Glück, das Thema Antisemitismus in Coronazeiten, dass diese Übergriffe so zugenommen haben, gerade im letzten Jahr – wie können Sie sich das erklären?

DDr. Barbara Glück: Ich glaube, ich kann mich da auch dir anschließen, Linda. Wir arbeiten mit den Erfahrungen, die die jungen Menschen uns mitbringen, und das, was ich bezüglich der Studien, die Sie angesprochen haben, betonen möchte, ist – wir haben das jetzt vor Kurzem auch intern bei uns im Team diskutiert –, dass der Fokus allzu oft auf junge Menschen gelegt wird.

Ich glaube, das, was wir nicht vergessen dürfen und uns auch immer wieder anschauen müssen, ist, dass es ja ein gesamtgesellschaftliches Problem ist. Wenn es ein Problem ist, ist es ein gesamtgesellschaftliches Problem, und wenn es eine Herausforderung ist, dann ist es nicht nur für die jungen Menschen eine Herausforderung, sondern für die gesamte Gesellschaft, auch für die Erwachsenen, in der Erwachsenenbildung.

Wir können natürlich sagen, dass immer mehr junge Menschen an die Gedenkstätte kommen, Gott sei Dank, und unsere Programme in Anspruch nehmen, wir treten aber auch ganz bewusst und ganz gezielt an Erwachsenengruppen heran, an Unternehmen, an Betriebe, dass sie zu uns kommen und das Bildungsangebot auch annehmen.

Ich glaube, es ist ganz, ganz wichtig, dass wir den Fokus nicht nur auf die junge Gesellschaft gerichtet lassen, sondern dass wir auch ganz gezielt im Erwachsenenbereich etwas tun. Die Erfahrung, die die Vermittlerinnen und Vermittler, die wir an der Gedenkstätte machen, ist: Es macht für unsere Arbeit, für unsere Vermittlungsarbeit kaum einen Unterschied, ob wir mit Erwachsenen oder mit jungen Menschen durch die Gedenkstätte gehen, denn es geht um jeden Einzelnen selber; und jeder kommt mit seiner Geschichte, jeder kommt mit seinem Heute und jeder trägt etwas anderes mit – da macht es meistens keinen Unterschied, wie alt ich bin.

In unseren Programmen und unserer Arbeit, wenn wir von Überlebenden erzählen, wenn wir Zeitzeugenberichte zeigen, wenn wir Fotos bearbeiten, spielt das Alter keine Rolle, und ich glaube, das ist für uns, die wir immer sagen, dass wir große außerschulische beziehungsweise Bildungseinrichtungen sind, so wichtig, dass wir den Fokus auf die gesamte Gesellschaft legen.

Mag. Rebekka Salzer: Was ist denn Ihr Ziel? Was soll jeder Einzelne, jede Einzelne da für sich selber mindestens mitnehmen?

DDr. Barbara Glück: Sehr viel. Wie viel Zeit haben wir? – Nein, um vielleicht auch auf die Menschen, die hier auf den Bildern zu sehen sind, zurückzukommen: Wenn es eine Geschichte ist, wenn es eine Begebenheit ist, wenn es ein Objekt ist, das ich in der Ausstellung gesehen habe, wenn es etwas ist, was ich absolut nicht verstehen kann, ein Blick auf etwas, was damals passiert ist, was für mich unbegreiflich ist: Das nehme ich mit, da habe ich Fragen.

Wenn ich die Lagerstraße entlanggehe und vor dem ehemaligen Fußballplatz stehe und ganz genau weiß, dass daneben beim ehemaligen Sanitätslager, Russenlager Tausende Menschen ermordet worden sind, dann muss ich das nicht verstehen, dann gehe ich mit dieser offenen Frage nach Hause, dann ist das eine Sache. Und ich glaube, jeder nimmt sich etwas anderes mit. Jeder ist von einer anderen Geschichte besonders berührt, von einer anderen Biografie, von einer anderen Unfassbarkeit, von einem Objekt in der Ausstellung.

Ein Objekt ist mir eingefallen, als du, Linda, über diese Kontinuitäten gesprochen hast, die sich durchziehen, und dass die Gewalt und der Hass gegen Minderheiten ja nicht 1938 gekommen sind und 1945 vorbei waren. Eines der ersten Objekte, das zu sehen ist, wenn man in unsere Ausstellung kommt, ist das Metallschild, auf dem draufsteht: „ROMA zurück nach INDIEN!“ – Das ist von 1995, Rohrbombenattentat in Oberwart.

Wieso zeigen wir das in unserer Ausstellung? – Wir haben ein Interviewprojekt gemacht – du weißt das, Linda –, wir haben 900 Interviews mit Überlebenden gemacht. Einer davon, Michael Horvath, erzählt, wie er in Mauthausen war, wie er befreit worden ist, wie er wieder in seine Heimat zurückkommt, sich alles neu aufbauen musste. Plötzlich fängt er in dem Interview an, von 1995 zu erzählen, er switcht plötzlich und erzählt von diesem Attentat. Und dann sagt er – das Interview ist 2001 aufgenommen worden –: Zwei von den vieren, die da ermordet worden sind, waren meine Enkelkinder.

Es schließt sich auf brutale Art und Weise der Kreis, und das zeigt uns, dass in diesem Fall die Geschichte weitergegangen ist. Das ist etwas, was, glaube ich, auch die Aufgabe unseres Ortes hier ist, dass wir diese Geschichte fertig erzählen, und das können wir nur, wenn wir das Heute mit einschließen, und in diesem Fall ist es eine Familiengeschichte, die sich bis heute zieht.

Mag. Rebekka Salzer: Ich habe jetzt noch eine Abschlussfrage an Sie alle. Herr Toscano, wenn die letzten Zeitzeugen nicht mehr da sind, wenn ihre Stimme verstummt ist, in, sagen wir, 20, 30 Jahren, wie kann dann das Gedenken künftig ausschauen?

Luigi Toscano: Ich denke, die Ansätze sind da, die Motivationen sind da, und es wird wahrscheinlich so sein, dass wir auf Dokumente oder Bilder zurückgreifen, die wir haben, also nicht nur ich auf die, die ich gemacht habe, sondern auch Gedenkstätten, Historiker, Wissenschaftler, die das aufnehmen.

Ich glaube, da kommt es drauf an, wie wir das vermitteln. Das ist dann eine Form, hinsichtlich derer wir vielleicht auch gemeinsam überlegen müssen, wie wir das, was wir haben, auch weitergeben können.

Es gibt ja bereits spannende Transferformate, zum einen gibt es – klar – das Format mit meiner Kunst, sozusagen, mit meinen Bildern, es gibt aber auch andere Formate, die spannend sind. Ich denke da an diverse Apps, die entwickelt worden sind, mit denen man quasi so ein bisschen mit der Zeit geht, einfach auch Sachen erforschen kann, aber auch an das Miteinandersprechen, also das Übertragen. Ich habe im Moment auch viele Besuche von Schulklassen in den Ausstellungen, und ich mache ja nichts anderes, als das, was die Überlebenden mir erzählt haben, weiterzuerzählen. Das ist, glaube ich, ein ganz wichtiger Transfer, den wir ganz einfach bewahren müssen.

Mag. Rebekka Salzer: Frau Erker, wie kann das in Zukunft aussehen?

Dr. Linda Erker: Ich denke, was wir heute mitgenommen haben, ist, dass Gedenken und Erinnern sich auch wandeln, das heißt, was in zehn, was in 20 Jahren sein wird, wird hoffentlich auch anders sein als heute. Ich wünsche der zukünftigen Gedenkarbeit, dass sie bitte ja nicht bei einer Ritualisierung stehen bleibt. Ich denke, das ist inhaltslos und wird den Menschen auch nicht gerecht.

Ich glaube, bei dem, was ich anfangs eingeführt habe, dem Blick auf die Verantwortung der Täter und Täterinnen, muss nachgearbeitet werden, dass die zukünftige Erinnerungsarbeit viel stärker nach dem Wer fragt, denn das wird immer weiter wichtig sein, das schulden wir, denke ich, auch den Ermordeten und Vertriebenen. Dass wir fragen: Wer hat dich vertrieben?, Wer hat dich ermordet?, diesen Kontext ja nicht zu vergessen, ist, denke ich, sehr wichtig.

Gedenken und Erinnerungsarbeit müssen immer eine Diskussion sein, sie dürfen nicht beim Konsens stehen bleiben. Wenn es einen Konsens gibt, muss man weitergehen und das nächste Thema suchen, es gibt immer ein Thema, das wir noch diskutieren können.

Weiters wünsche ich der zukünftigen Gedenkarbeit vor allem auch eine Finanzierung, auch in den kleinen Bereichen. In den Schulen, glaube ich, muss viel getan werden – Finanzierung für Fortbildungen et cetera –, aber auch all die Initiativen, die arbeiten wollen, müssen auch tatsächlich die Finanzierungen bekommen, um ihre kleinen Arbeiten zu machen und Projekte zu setzen.

Es nur noch zu institutionalisieren, zu ritualisieren und von einer Institution von oben herab zu diktieren, was Gedenken ist, das ist der falsche Ansatz. Ich denke, die Dezentralisierung und die kleinen Projekte sind die Zukunft.

Mag. Rebekka Salzer: Und es soll ein dynamischer Prozess sein.

Dr. Linda Erker: Auf jeden Fall.

Mag. Rebekka Salzer: Frau Glück, wie soll das Gedenken in 20, 30 Jahren ausschauen?

DDr. Barbara Glück: Ich habe einmal mit Dušan Stefančić ein Interview geführt, einem für uns sehr wichtigen Überlebenden, weil er die Gedenkarbeit geprägt hat. Dabei habe ich ihn zu diesem Ort befragt, und dann sagt er, wirklich voller Überzeugung: Dieser Ort hat eine Zukunft. – Das ist genau das, was wir mittragen.

Für mich ist auch ganz wichtig – ähnlich dem, was du, Linda, gesagt hast –: Gedenken findet nicht einmal im Jahr statt, wenn ein Kranz niedergelegt wird, sondern bei uns findet Gedenkarbeit jeden Tag statt, mehr oder weniger 365 Tage im Jahr, weil wir Vermittlungsarbeit leisten, weil wir das weitergeben.

Für mich ist Gedenken etwas Lebendiges und für mich bedeutet Gedenken auch, dass wir es der jeweiligen Generation überlassen, wie sie gedenken möchte – ob sie singend bei einem Denkmal stehen, ob sie in der Schule irgendeine Aktion machen, ob sie irgendetwas auf Instagram posten. Das hatten wir bei uns auch schon, das sind alles neue Formen des Gedenkens, das muss möglich sein, und wir sehen uns auch dazu verpflichtet, das zu unterstützen, diese Vielfalt an Möglichkeiten, gedenken zu können.

Das ist, glaube ich, etwas, wofür wir uns als offener Ort und als Plattform zur Verfügung stellen, und wir möchten diese unterschiedlichen Motivationen, die dahinterstehen, einfach mittragen und in die Welt hinaustragen.

Mag. Rebekka Salzer: Frau Malowicki, wie soll bei Ihnen Gedenken in 20, 30 Jahren aussehen?

Eidel Malowicki: Gerade weil die Zeitzeugen schwinden, müssen wir unsere historische Verantwortung leben. Ich habe vor Kurzem gehört, dass in Israel, in Yad Vashem, verkündet wurde, dass über 900 Holocaustüberlebende als direkte Folge der Coronapandemie gestorben seien. Deshalb müssen wir neue Vermittlungsformen finden, sei es durch künstlerische Formen oder eben in Form des Dialogprojekts Likrat.

Ich glaube auch, dass Gedenkstätten eine wichtige Rolle spielen. Indem sie da sind, mitten in der ländlichen oder städtischen Landschaft, führen sie uns vor Augen, dass die

Verbrechen integraler Bestandteil der Gesellschaft waren. Wir haben doch vorhin darüber gesprochen, dass sich hier neben Mauthausen eine Fußballmannschaft bewegte, und das zeigt uns, dass uns die Rolle des unschuldigen Zuschauers oder der Zuschauerin verwehrt bleibt.

Ich glaube, dass Gedenkstätten Orte sind, die zum Austausch über Wahrnehmungen und Gedanken ermutigen sollen, und dass wir durch neue Vermittlungsformen neue Wege finden werden, um Erinnerungen wachzuhalten.

Mag. Rebekka Salzer: Ich danke Ihnen allen für die spannende und interessante Diskussion. – Vielen Dank.

Es folgt die musikalische Darbietung des Trios für Oboe, Violine und Viola op. 94 (1941) von Hans Gál (1890-1987), III. Intermezzo agitato, molto allegro, dargebracht von den MusikerInnen Nicolás Bernal-Montaña, Isabella Schwarz und Floris Willem, mit der die Videoeinspielung endet.

Mag. Rebekka Salzer: Jede Generation muss also aufs Neue ihre Lehren aus der Geschichte ziehen, irgendwann aber ohne die wertvollen persönlichen Erzählungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Wie auch immer künftig Gedenken stattfinden wird, auch überlieferte Erinnerungen der Überlebenden des Nationalsozialismus können dazu beitragen, das Bewusstsein für gefährliche Entwicklungen zu schärfen. Ganz im Zeichen dieser Gedanken darf ich jetzt Nationalratspräsidenten Wolfgang Sobotka um seine Worte bitten.

Worte zum Gedenken des Präsidenten des Nationalrates der Republik Österreich

Nationalratspräsident Mag. Wolfgang Sobotka: „Ihr seid nicht schuld an dem, was geschah, aber verantwortlich dafür, dass es nicht mehr geschieht.“ – Dieses Zitat stammt von Max Mannheimer, einem, der gegen das Vergessen, für das Nichtvergessen gekämpft hat, einer, der sich in besonderer Art und Weise dafür engagiert hat, das Wissen der Überlebenden weiterzugeben.

Diese Verantwortlichkeit führt uns heute zusammen, im Gedenken an die Befreiung des Konzentrationslagers Mauthausen durch amerikanische Truppen am 5. Mai 1945, also vor 76 Jahren.

Sehr geehrte Damen und Herren! Wir finden uns in einer besonderen Zeit zusammen, daher sei zuerst ein großes Dankeschön an die Teams der Gedenkstätte Mauthausen und der Parlamentsdirektion gesagt, die es ermöglichten, auch in diesen Zeiten diese Gedenkstunde zu halten.

Wir kommen aber auch in einer Zeit zusammen – in einer Wendezeit –, in der das Wissen um die Verbrechen des Nationalsozialismus und, wie wir gerade gesehen haben, die Erinnerung jener, die diese Verbrechen erleiden mussten und aus eigener Erfahrung darüber berichten können, in ein tradiertes Wissen der nachfolgenden Generationen überzugehen droht.

Der Historiker Reinhart Koselleck hat gemeint: „Aus der erfahrungsgesättigten, gegenwärtigen Vergangenheit der Überlebenden wird eine reine Vergangenheit, die sich der Erfahrung entzogen hat. [...] Mit der aussterbenden Erinnerung wird die Distanz nicht nur größer, sondern verändert sie auch ihre Qualität.“ Bald werden nur mehr die Akten, bald werden nur mehr Filme, Berichte und Memoiren darüber berichten.

Angesichts der Monstrosität dieses Unrechts ist es als kategorischer Imperativ zu formulieren: Wir dürfen und wir werden die Jahre des Nationalsozialismus und seine Verbrechen nicht der Historisierung anheimfallen lassen. Die existenzielle Betroffenheit gegenüber dieser historischen Singularität darf nicht verloren gehen, gerade wenn immer weniger Zeitzeugen mit ihren so schweren Erinnerungen und Erfahrungen berührende Einblicke in ihr so schmerzliches Erleben geben. Gerade dann muss es uns gelingen, diese Erfahrungen mit ihren emotionalen Hintergründen an historischen, authentischen Orten durch die Einbeziehung persönlicher Bezugs- und Berührungspunkte oder künstlerische Interventionen, wie wir sie hier – von Luigi Toscano – sehen, wie wir sie heute auch emotional miterleben dürfen, weiterzugeben, sie lebendig zu erhalten.

Was damals geschah, muss heute wie auch in der Zukunft im Bewusstsein der Menschen und insbesondere der politisch Handelnden präsent sein und präsent bleiben. Und wie wir heute aus dem Gedenken unsere Schlüsse und Lehren für die Gegenwart ziehen, so werden auch zukünftige Generationen dem erinnernden Gedenken einen besonderen Stellenwert beimessen können.

Die Studie des Parlaments – auch sie wurde heute schon zitiert –, „Antisemitismus 2020“, eine österreichweite, repräsentative Studie, darf uns Mut machen: Junge Österreicherinnen und Österreicher wollen mehr über ihre unmittelbare Vergangenheit, insbesondere über die Zeit des Nationalsozialismus wissen.

Gleichzeitig zeigt diese Studie: Junge und gut gebildete Menschen, junge und gut gebildete Österreicherinnen und Österreicher und auch alle, die hier leben, sind deutlich weniger rassistisch und deutlich weniger antisemitisch eingestellt. – Wir sehen: Bildung wirkt.

Bildung wirkt auch emotional, wie das Projekt Likrat eindringlich dargelegt hat, und umso wichtiger und richtiger war es, dass unsere Demokratiewerkstatt eigene Module unter dem Titel „Bildung gegen Vorurteile“ eingerichtet hat. Seit 2019 haben über 2 500 Jugendliche, zum Teil in Präsenz, zum Teil jetzt natürlich auch digital, daran teilgenommen und sie mitgestaltet.

Michel Friedman hat einmal in einer Diskussion mit Schülern begonnen, Fragen aufzuwerfen, wann eigentlich die Ermordung von Menschen beginnt. Beginnt die Ermordung von Menschen in den Gaskammern unter den Kaminen der Konzentrationslager, beginnt sie bei der Selektion an der Rampe, beim Erstellen von Listen, beim Verladen und beim Verfrachten von Menschen in Züge? Begann die Ermordung bereits, als Menschen aus ihren Wohnungen geholt wurden und die Nachbarn wegsahen, als Synagogen, als Gotteshäuser brannten und Christen wegschauten, als Schülerinnen und Schüler nicht mehr zum Unterricht kamen, Geschäfte geschlossen wurden und Menschen mit gelben Sternen wie Vieh gebrandmarkt wurden?

Michel Friedman hatte recht: Auschwitz wie Mauthausen lassen sich nicht auf diese singulären, auf diese abgrenzenden Ereignisse des Grauens reduzieren, denn es sind viele Anfangspunkte, einer nach dem anderen, die zur Gewohnheit werden und zum nächsten Anfangspunkt führen, so lange, bis den Worten Taten folgen.

Hannah Arendt, die bedeutende Politologin, hat von der „Banalität des Bösen“ gesprochen, und Monika Schwarz-Friesel, eine profilierte und anerkannte Antisemitismusforscherin an der Technischen Universität Berlin, zeigt in ihren Forschungen sehr deutlich: Der Antisemitismus kommt ganz bieder aus der Mitte unserer Gesellschaft, und erst dann wird er an den Rändern sichtbar. Dann kommt in Europa noch der importierte Antisemitismus dazu. Im Internet entsteht heute ein wahrer negativer Hype.

Die Reflexion der Gegenwart, die Beschäftigung mit der eigenen Existenz und unserer Verantwortung und eben nicht nur mit dem, was man gestern hätte tun sollen, was morgen zu tun ist, sondern mit dem Hier und Heute, mit dem Hier und Jetzt, diese Reflexion fordert uns zu jeder Zeit. Und so verstehen wir auch den vom Parlament ausgelobten Simon-Wiesenthal-Preis. Das zivilgesellschaftliche Engagement gegen Antisemitismus beispielgebend vor den Vorhang zu holen, das ist die Intention dieses Preises, der in diesem Jahr zum ersten Mal ausgelobt wird.

Wir haben ein strenges Verbotsgesetz, wir haben eine klare Haltung aller Parteien in der Politik und wir haben eine internationale Allianz gegen den Antisemitismus. Was aber noch fehlt, ist das angesprochene gesamtgesellschaftliche Engagement gegen Antisemitismus und Antiziganismus, das sich auch dort, wo nichts strafrechtlich Relevantes zu finden ist, artikuliert und Menschen ermuntert, sich offensiv gegen antisemitische Haltungen zu stellen.

Auschwitz und Mauthausen sind nicht über Nacht gekommen. Sie sind die Folge von Verkettungen der vielen kleinen und größeren Ausgangspunkte. Sie sind die Folge von Gewöhnung. Und so sind Auschwitz und Mauthausen keineswegs Verbrechen von einigen wenigen. Sie waren nur möglich durch das Zusammenwirken von vielen, möglich auch durch das, was getan wurde, gleichzeitig aber auch durch das, was nicht getan wurde, was unterlassen wurde.

Im Gedenken vor allem die eigene Verantwortung heute zu ergründen, mag unbequem sein, vielleicht auch nicht opportun, aber vermutlich der ehrlichste Zugang. Bernhard Schlink hat in seinem Roman „Der Vorleser“ formuliert: „Weil die Wahrheit dessen, was man redet, das ist, was man tut, kann man das Reden auch lassen.“

Mag. Rebekka Salzer: Vielen Dank, Herr Nationalratspräsident Wolfgang Sobotka.

Meine Damen und Herren, das war die Übertragung der offiziellen Feierlichkeiten des Gedenktages gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus. Wir haben gehört, dass die Erinnerung an die Schrecken des Nationalsozialismus enorm wichtig ist, dass sie nicht verblassen darf, dass wir irgendwann ohne Zeitzeuginnen und Zeitzeugen lernen müssen, die Vergangenheit nicht zu vergessen, und dass wir alle jetzt dran sind, ihre Geschichten weiterzuerzählen.

Schluss: 11.54 Uhr